

Bücher

HINRICH STOEVESANDT, *Die Bedeutung des Symbolums in Theologie und Kirche*. Theologische Existenz heute. Nr. 163. Chr. Kaiser Verlag München 1970. 46 Seiten. ca. 4.80 DM.

„Versuch einer dogmatisch-kritischen Ortsbestimmung aus evangelischer Sicht“ nennt sich die äußerst gehaltvolle Schrift, die 1969 einer Studientagung in Maria Laach vorgetragen wurde. Im Hochstil der dialektischen Theologie der 30er Jahre plädiert der Barth-Schüler die gemeinsame Übersetzung des Apostolicums als beinahe unwesentlich. Katholiken und Protestanten hatten oft schon gemeinsam ihre neuen Glaubensbekenntnisse gebastelt, in denen durchweg Präexistenzaussagen, Jungfrauengeburt, sogar Auferstehung usw. fehlen und Befreiung von Angst an ihre Stelle treten oder eine billige Ethisierung des Evangeliums und eine an „Dämonenblindheit“ grenzende Weltfreudigkeit (16). Er plädiert entschieden für das altkirchliche Symbolum auf der Grundlage der Unterscheidung von Glaube und Religion. Obwohl die menschliche Sprache zur Aussage über Gott „nicht zuständig“ ist, sind die Symbole Vertrauen auf die Mächtigkeit der von Gott in Dienst genommenen Sprache, die nur einen Sinn hat, die Selbstunterschiedenheit Gottes von allem, was nicht Gott ist, auszusagen. Ausgeschlossen sei dadurch jede Divinisierung der Welt, weil sie die Solidarisierung Gottes mit der Welt im Konkretissimum des einmaligen Ereignisses der Inkarnation, des Kreuzes und der Auferstehung Jesu praktisch aufheben würde. Die Identifikation der Glaubenden bzw. der Kirche ist in die Selbstidentifikation Gottes als kreatürliche Entsprechung eingeschlossen. Warnende Worte fallen gegen die vermeintlich überwundene Metaphysik bei K. Rabner wie J. Ratzinger wie gegen ihre Ersetzung durch „Geschichtlichkeit“, die eine andere Art der Flucht vor dem Heil Gottes sei, demonstriert am Wortstreit um die Auferstehung (42). Eine „harte Rede“! Protestantische Theologen finden, wie schon E. Käsemanns „Paulinischen Perspektiven“ erkennbar, zu sich selbst zurück.

BATESON, JACKSON, LAING, LIDZ, WYNNE u. a., *Schizophrenie und Familie*. Beiträge zu einer neuen Theorie (Theorie 2). Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1969. 422 Seiten. 15.— DM.

Man macht der deutschen Psychiatrie — und das gilt auch noch für die Ausbildung der jungen Mediziner — mit Recht den Vorwurf, sie beschränke sich bei der Behandlung von Geisteskrankheiten fast ausschließlich auf somatische Gesichtspunkte und räume der biologischen Vererblichkeit eine unangemessene Rolle ein. Obwohl die vorliegenden zwölf Beiträge von zumeist angelsächsischen Autoren schon einige Jahre alt sind, ist immer noch das Anliegen berechtigt, sie als Gegengewicht zu den festgefahrenen Überzeugungen an deutschen Kliniken zu veröffentlichen. Die teils theoretischen, teils praxisnahen Abhandlungen zeigen die Methode sprachanalytischer Untersuchungen der Äußerungen Schizophrener und lassen anhand von in soziologische Interaktionsmodelle gefaßten Konstellationen des Verhältnisses von Eltern und Kindern erkennen, wie bestimmte Bezeichnungen innerhalb des Familienverbandes zu Krankheitsursachen werden können. Das Buch vermittelt Einblicke in die therapeutische Praxis, namentlich die tiefenpsychologische Behandlung von Schizophrenen, und es wirkt gleichzeitig anregend im Sinne der für Elternberatung und Kindererziehung immer wieder geforderten Psychohygiene. Man mag entgegenhalten, unserem somatogenen Extremismus stünde ein vor allem amerikanischer Pendelausschlag in die psychogene Richtung gegenüber. Vielleicht muß man aber diesen Gegensatz zunächst einmal in Kauf nehmen, um eines Tages unvoreingenommener an die Phänomene geistiger und psychischer Abnormitäten heranzugehen und die möglichen psychischen und somatischen Faktoren einer Krankheit undogmatisch abwägen zu können. Ein gravierender Mangel des Bandes ist das Fehlen einer Begriffsbestimmung von Schizophrenie oder richtiger im Plural: der Schizo-

phrenien. Ja selbst phänomenologische Beschreibungen von als schizophren verstandenen Erscheinungsformen fehlen zumeist. Gelegentlich entsteht sogar der Eindruck, Psychose und Schizophrenie würden als Synonyma verwandt. Trotz dieser Verständigungsbarriere ist das Buch ein wesentlicher Beitrag zur Sozialpsychiatrie.

FERDINAND KERSTIENS, *Die Hoffnungsstruktur des Glaubens*. Matthias-Grünwald-Verlag. Mainz 1969. 244 Seiten. 18.— DM.

Die qualifizierte, hohen Ansprüchen genügende Dissertation des Münsterer Studentenfarrers ist auch durchsichtig und ehrlich. Vermutlich durch seine Lehrer J. B. Metz und K. Rabner angeregt und weitgehend von ihrem Geist genährt, will der Verfasser mit fundamental-theologischer Umsicht und erfahren in einschlägigen evangelischen Versuchen gleichsam ein katholisches Gegenstück zum Werk von J. Moltmann entwerfen, ohne den Rahmen katholischer Systematik zu verlassen. Er öffnet energisch den katholischen Glaubensbegriff, der noch zu sehr den „Wahrheiten“ zugeordnet ist, der Geschichte Gottes mit dem Menschen, der Zukunft. Aber es schlägt ihm dabei auch ein wenig das Gewissen, denn er verantwortet sich vor J. Piepers Warnungen vor einer bloßen Flucht nach vorn in eine ebenso fatale wie leere Freiheit (S. 172: „Herkunftslose Zukunft und Hoffnung ohne Grund?“ in: „Hochland“ 1967, 575). Er bemüht sich, den Gefahren zu entgehen, indem er möglichst der biblischen Theologie nahebleibt. Aber ist ihm das ganz gelungen? Hatte die Systematik nicht das Übergewicht und ist nicht auch deutlich der „Sitz im Leben“ zu erkennen: das Hindernis einer Kirche zu überwinden, die nicht „signum levatum“ ist, weil sie sich zu wenig um ein evangeliumsgemäßes und zeitgerechtes Leben bemüht? Es ist im Buch wie in der Zusammenfassung der vorgetragenen Thesen (S. 227) viel von Gesellschaftskritik, Überwindung falscher Traditionen und sozialen Orientierungshilfen die Rede. Mehr Meditation über den von Paulus entworfenen Grund zur Hoffnung hätte das Buch wertvoller gemacht. Trotz allem ist es ein guter Anlauf.

OSKAR ANWEILER (Hrsg.), *Bildungsreformen in Osteuropa*. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1969, 208 S., 15.80 DM.

Der vom Ordinarius der Ruhr-Universität für Pädagogik herausgegebene Sammelband bringt erstmals zu diesem Themenkreis einzelne Beiträge über allgemeine Fragen der Bildungspolitik, über Strukturprobleme des Schulwesens sowie über pädagogisch-didaktische Reformen in der Sowjetunion, Polen, der CSSR und DDR. Ausgeklammert sind u. a. die Bereiche Hochschulwesen und Berufsausbildung, teils aus Raumgründen, zum Teil auch weil sie noch zu wenig erforscht sind. Vier Beiträge handeln allein über die Bildungsprobleme der Sowjetunion (D. Glowka, „Aufgaben und Stand der Bildungsökonomie in der Sowjetunion“; L. Liegle, „Soziale Schichtung, Familien-erziehung und Schulerfolg in der Sowjetunion“; B. Schiff, „Didaktische Aspekte der Grundschulreform in der Sowjetunion“; W. Mitter, „Einheitlichkeit und Differenzierung als Problem der sowjetischen Schulreform“). Je ein Artikel berichtet über „Neue Entwicklungen in der Pädagogik der Unterstufe in der DDR“ (T. Dietrich), über „Das Problem der Differenzierung im allgemeinbildenden Lyzeum in Polen unter vergleichendem Aspekt“ (M. Pecherski, Warschau) und über „Pädagogische und soziologische Aspekte der Differenzierung im tschechoslowakischen Sekundarschulwesen“ (R. Palouš, Prag). G. Hurtienne bringt eine vergleichende Analyse der Entwicklung der polytechnischen Bildung und Erziehung in der Sowjetunion und der DDR. Einleitend werden die Grundzüge der Bildungspolitik der genannten Länder seit 1945 unter vergleichendem Aspekt dargestellt. Der abschließende Beitrag des Herausgebers versucht die Bildungsreformen in Osteuropa in ihren internationalen Zusammenhang einzuordnen.